

Praktisch-theologische Einleitung

Lutz Friedrichs

Menschen sind heute zunehmend auf der Suche nach religiöser und spiritueller Praxis, fühlen sich aber in den Kirchen oft nicht angesprochen. Alternative Gottesdienste sehen dies als Herausforderung. Sie bemühen sich um Formen, die Menschen das Gefühl vermitteln, dass Kirche ihren Lebensfragen einen Ort gibt. So entstehen Formen, die „anders“ sind als der „normale“ Gottesdienst am Sonntagmorgen. Dieses andere zeigt sich darin, dass das Lebensgefühl besonders der mittleren Generation zum Ausgangspunkt gottesdienstlicher Praxis wird: Alternative Gottesdienste sind nicht auf Gemeinde, Bekenntnis und Konfession ausgerichtet, sondern auf Sinnsuche, Orientierung und offenere Formen der Gemeinschaft. Sie lassen sich als liturgisches Orientierungsangebot im Zeitalter von Pluralisierung und Individualisierung verstehen.

Dieses Buch versammelt alternative Gottesdienste in Form von Selbstbeschreibungen. Alle Projekte sind in der Praxis erprobt. Viele sind bereits über den Projektstatus hinaus entwickelt und haben sich fest etablieren können. Aufschlussreich sind nicht nur die Materialien, sondern auch die Erfahrungsberichte: Sie zeigen den vielschichtigen Entstehungsprozess und die Notwendigkeit konzeptioneller Überlegungen bei der Einführung solcher und anderer Gottesdienstformen. In diesem Sinn sollen die Projekte für sich sprechen. In der Einleitung geht es darum, das Gesamtphänomen genauer in den Blick zu nehmen.

I. Aspekte des anderen

Alternative Gottesdienste sind in Deutschland seit etwa Mitte der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts entstanden. Das ist durchaus überraschend. Denn es war das Anliegen des agendarischen Erneuerungsprozesses („Erneuerte Agenda“), neue Formen, die seit den 60er Jahren entstanden waren, nicht nur zuzulassen, sondern kirchenoffiziell einzubinden. Dieses Integrationsanliegen ist insofern erfolgreich gewesen, als nicht nur Gottesdienste in „offener Form“ in das Evangelische Gottesdienstbuch (1999, 204–240) aufgenommen wurden, sondern auch die Thomasmesse (Ergänzungsband 2002, 113–115). Dennoch

sind „jenseits der Agenda“ (Mildenberger/Ratzmann 2003) wieder neue Formen entstanden. Sie unterscheiden sich von den älteren „neuen“ Formen darin, dass sie nicht auf neue Gemeindegruppen (Familiengottesdienste, Krabbelgottesdienste) zielen, sondern auf Formen gottesdienstlicher Gemeinschaft, die den „Gruppencharakter des kirchlichen Beteiligungsmilieus“ (Bitter/Meyer-Blanck 2005, 20) hinter sich lassen. Diese neuen Formen werden bisher unscharf als „alternative“ Gottesdienste bezeichnet. Sie sind, auch wenn sie sich ihrem Selbstverständnis nach in der Regel an „Kirchendistanzierte“ richten, nicht auf einen missionarisch-evangelistischen Typ festzulegen (anders Herbst 2000).

Woran ist das Alternative konkret festzumachen? Ein Blick auf die Projektberichte lässt folgende Aspekte erkennen:

1. Andere Zeit

Alternative Gottesdienste finden in der Regel abends statt, zumeist am Sonntagabend um 18 Uhr oder 19 Uhr (anders: Blaue Stunde am Samstagabend und GoSpecial inzwischen am Sonntagvormittag um 11 Uhr). Mit dieser Übergangszeit zwischen Wochenende und Arbeitsbeginn wird ernst genommen, dass sich das Zeitgefühl und die Wochenenddramaturgie der Menschen heute stark verändert haben (Grethlein 2001, 139–146).

2. Anderer Raum

Alternative Gottesdienste gestalten den Kirchenraum bewusst, nicht zuletzt durch den Einsatz moderner Technik und Medien. So gewinnt er Veranstaltungscharakter (Kult-Event-Kirche) oder Konzertatmosphäre (Gospelkirche). Auf der anderen Seite aber ist es der Kirchenraum, der wie kein anderer für das „konterkulturelle“ (Stauffer 1997, 30) Anliegen steht: In diesem Raum kann Abstand von der „Stresshektik“ (Schützler 46) unserer Zeit genommen werden. Alternative Gottesdienste können aber auch betont weltlich gestaltet sein. Die Wahl des Kinos bei GoSpecial macht dies deutlich. Sie signalisiert, dass Kirche „in der Welt“ (Vogt 86) stattfinden soll. In jedem Fall aber zeigen die Projektberichte, dass der Raum „weiter“ ist als die Grenzen der Ortsgemeinde: Auch wenn alternative Gottesdienste von Ortsgemeinden verantwortet werden, versammeln sich hier Menschen insbesondere aus der näheren und weiteren Region. Sie sind offensichtlich attraktiv

für Menschen, „die von festen räumlichen Bezügen entkoppelt sind“ (Ebertz 2004, 9).

3. Andere Zielgruppen

Alternative Gottesdienste wenden sich an Menschen im Alter zwischen 30 und 50 bzw. 55 Jahren. Kritisiert wird, dass dieses Lebensalter gottesdienstlich bisher kaum erreicht wird. Konzeptionell wird von „Kirchendistanzierten“ als Zielgruppe gesprochen. Wer das aber sein soll und worin die Kirchenferne oder Kirchendistanz besteht, bleibt unklar.

Bewusst wird von „Besucherinnen und Besuchern“ oder „Gästen“ gesprochen, nicht aber von Teilnehmenden: Darin soll Distanz zum Ausdruck kommen, aus der heraus Annäherungen an den Glauben möglich werden sollen. Das andere, das Fremde, das in einer solchen Zielgruppenbeschreibung im Blick ist, wird zur Selbstanfrage an die eigene – oft binnenkerngemeindliche – Perspektive und Praxis. Wird das Missionarische in diesem Sinn verstanden, kann alternativen Gottesdiensten tatsächlich eine missionarische Dimension zugeschrieben werden (mit Bitter/Meyer-Blanck 2005, 21).

Auffallend ist, dass sich trotz dieser Ausrichtung typische Tendenzen hinsichtlich des „Kirchgangs“ zeigen, so etwa der deutlich höhere Anteil der Frauen, und zwar auch dann, wenn der Gottesdienst nicht, wie bei der Blauen Stunde, in der Zeit der Sportschau am Samstagabend liegt.

4. Andere Musik

Alternative Gottesdienste sind an „anderer Musik“ erkennbar. Die Musik spielt, neben der Predigt, eine zentrale Rolle. An ihr wird, deutlicher als bei den „Gottesdiensten in neuer Gestalt“, ersichtlich, dass alternative Gottesdienstformen wesentlich expressiven Charakter haben (siehe unten 18–20). Der Musikstil stammt primär aus dem Rock-Pop-Bereich. Dabei spielen, gleichsam innenorientiert kirchlich, neue geistliche Lieder oder, eher kulturoffen, eine Mischung aus neuen geistlichen Liedern und säkularer Pop-Musik eine wichtige Rolle. Auch werden projektbezogen neue musikalische Produktionen im aktuellen Groove freigesetzt (GoSpecial und Gospelkirche). Die Musik soll nicht zuletzt unterschiedliche Milieus ansprechen: So ist die Musik der Nachteulencombo auf ein gehobenes Bildungsmilieu eingestellt (Keyboard, Oboe, Querflöte),

GoSpecial wendet sich eher an das Unterhaltungsmilieu (Band mit Schlagzeug, Gitarre, Gesang), die Gospelkirche zielt eher auf das Harmoniemilieu.

Die Musik zeigt sich als ein Tor zur Welt. Oft sind es professionelle Musikerinnen und Musiker, die nicht aus dem kirchlichen Kontext stammen und für den Gottesdienst engagiert werden. Sie öffnen den Gottesdienst in der Weise, dass sie Besucherinnen und Besucher mitbringen, die sonst nicht kämen. Von der Musik gehen auch Impulse aus, Kontakt zu anderen Institutionen, etwa zur Schule (Gospelkirche), zu suchen: Der Gottesdienst entfaltet darin „crosskulturelles“ (siehe Stauffer 1997, 30) Potenzial.

5. Andere Rollen

Alternative Gottesdienste zeichnen sich durch andere Rollen und Formen der Beteiligung aus. Sie sind je nach Modell verschieden und konturieren dieses in klar erkennbarer Weise: Mehr expressiv-körperlich (Nachteulen), mehr emotional-meditativ (Stationen der Thomasmesse), mehr emotional-dialogisch (Blaue Stunde) oder mehr diskursiv (Kreuzverhör bei GoSpecial). Auffallend spannungsreich ist das Phänomen der liturgischen Leitung: In unterschiedlicher Weise und Intensität wird diese auch von Laien wahrgenommen, dennoch kommt „denen, die in leitender Verantwortung stehen, eine besondere Bedeutung“ (Schwark 2006, 198) zu, und das sind zumeist Pfarrer und Pfarrerinnen. Alternative Gottesdienste sind stark vom Charisma ihrer „Zentralfiguren“ bestimmt (ohne dass damit gleich „Personalgemeinden“ verbunden wären): Sie geben die Ideen, sie stehen für die Kontinuität im Innovativen, an ihnen entscheidet sich, ob es gelingt, das Projekt auf Dauer zu stellen oder, soziologisch gesprochen, das Charisma zu veralltäglichen. Bei der Lektüre der Projektberichte drängt sich die Vermutung auf, dass solche Formen immer auch Projektionsflächen der Spiritualität ihrer „Gründungsväter“ („Gründungsmütter“ gibt es auffallend selten) sind.

6. Andere Veranstaltungen

Alternative Gottesdienste werden auf verschiedenen Ebenen intensiv vorbereitet. Das betrifft nicht nur den Raum und den Anspruch an Professionalität der „Veranstaltung“, von der Werbung bis hin zum Catering für das „Nachtreffen“, das fast alle Modelle – gleichsam

als säkulares Abendmahl (Kult-Event-Kirche: „Get-To-Gether“) – anbieten. Es geht auch um die vielschichtige Arbeit im Team, um den Kontakt zu Musikerinnen und Musikern, Künstlerinnen und Künstlern. Und es geht um die konzeptionelle Arbeit im Vorfeld wie auch projektbegleitend als Feedback im Team. Gottesdienst erscheint als eine Art Kulturmanagementprojekt, das auch finanzielle Fragen und Probleme aufwirft (Kult-Event-Kirche). Umso überraschender ist, dass fast alle Formen die alte Tradition des „Sakristeigebets“ wiederentdecken.

7. Andere Formen

Alternative Gottesdienste bieten Formen des Gottesdienstes an, die für diejenigen, die den Gottesdienst am Sonntagmorgen nicht oder nur selten besuchen, verständlich (GoSpecial), ganzheitlich (Nachteulen) oder lebensrelevant (Blaue Stunde) sein sollen. Das bedeutet: Gottesdienst wird grundsätzlich bejaht, nur gilt es, andere, zugänglichere Formen zu finden. Deshalb werden insbesondere die Elemente, die im agendarischen Gottesdienst ein rituelles Gegenüber von Amt und Gemeinde voraussetzen, also Kyrie, Gloria, Psalm und Schriftlesung, gemieden oder, wie im Fall der Schriftlesung, neu inszeniert (Blaue Stunde; Gospelkirche).

II. Schwellensensibel – oder das Ganze der Eingangssequenz

Was bisher beschrieben worden ist, sind Phänomene des anderen eher an der Oberfläche. Um dieses andere in struktureller Hinsicht näher zu fassen, soll zunächst die Eingangssequenz näher betrachtet werden. In einem zweiten Schritt geht es dann um die Form in ihrer Besonderheit.

Auffallend ist, dass der Eingangssequenz ein besonderes Augenmerk zuteil wird. Alternative Gottesdienste sind in ihrer Art schwellensensibel: Die Eingangssequenz als Schwelle zwischen Welt und Kirche muss so gestaltet werden, dass die rituell-liturgische Kommunikation von Anfang an gelingt. Es ist, als verdichte sich in ihr, was das Ritual als Ganzes ausmacht. Das sei exemplarisch an den Nachteulen (für die kultur-offenen Modelle unter I.) und GoSpecial (für die kulturnahen Modelle unter II.) skizziert.

„Der Anfang eines Gottesdienstes“, sagt Georg Schützler, „kann über den ganzen Gottesdienst entscheiden. Der erste gesprochene Satz kann die Ohren verschließen oder öffnen. Deshalb gilt der ersten verbalen Berührung im Nachteulen-Gottesdienst eine hohe Aufmerksamkeit.“ (Schützler 37) Diese erste Berührung wird oft poetisch formuliert. Damit sind die Spuren für eine Form der expressiv-offenen Sinnsuche gelegt.

Ganz anders der Beginn bei GoSpecial. Hier geht es nicht um mystische Sinnsuche, sondern um klare biblische Orientierung, für die das Ohr – und die Augen – geöffnet sein wollen: in Form einer unterhaltenden Moderation, „bisweilen flapsig, frech und heiter“ (Vogt 94). Das Element des Persönlichen steht von Anfang an im Vordergrund. Die Moderatoren stellen ihren Bezug zum Thema her. Und im Kreuzverhör wird dann der Prediger persönlich für das einstehen (müssen), was er gesagt hat. So stellt auch hier die Eingangssequenz verdichtet das Ganze dar: Es geht um religiös-christliche Orientierung, die ihre Überzeugungskraft aus dem Persönlichen gewinnt.

Bereits die Eingangssequenz lässt erahnen, dass das Alternative mehr ist als eine andere Zeit oder Musik. Der Begriff „alternativ“ setzt ein Spannungsverhältnis zwischen normal und alternativ voraus. Die vorliegenden Projektberichte verstehen den „normalen“ Gottesdienst am Sonntagmorgen als Folie, auf der ein „anderes“, eben ein alternatives Konzept entwickelt wird. Das Normale ist in dieser Sicht das „Agendarische“. Es ist nicht konkret die „alte“ oder die „neue“ Agenda gemeint, sondern ein Modell des Gottesdienstes, das liturgische Kommunikation als kirchlich-institutionelle vollzieht. Die „Agende“ wird in diesem Sinn zu einem Symbol (Ratzmann 2003, 220). Allerdings ist nicht so sehr von einem antitraditionalistischen, sondern von einem antiinstitutionellen Affekt auszugehen. Das bedeutet: Religiöser Sinn wird nicht stabilisierend-rituell vergewissert, sondern expressiv-spielerisch gesucht (zu den Begriffen stabilisierend-rituell und expressiv-spielerisch siehe unten).

Alternative Gottesdienste sind wirklich alternativ und nicht einfach die Umsetzung eines modern-offenen Anliegens des Evangelischen Gottesdienstbuchs. Sie zeigen sich zwar bezogen auf und anschlussfähig an Impulse der „Erneuerten Agenda“. So schreibt etwa Fabian Vogt mit Bezug auf GoSpecial: „Die Elemente [...] lehnen sich an die traditionelle Agenda an, wobei insbesondere die verschiedenen Phasen des

Gottesdienstes berücksichtigt werden, die in der ‚Erneuten Agenda‘ stark hervorgehoben werden: Die Besucherinnen und Besucher sollen aus ihrer Welt im Gottesdienst ankommen können, sich mit relevanten geistlichen Inhalten beschäftigen und gestärkt und herausgefordert wieder zurück in den Alltag ausgesandt werden.“ (Vogt 86)

Dennoch bleibt festzuhalten, dass alternative Gottesdienste ihrem Selbstverständnis nach „nichtagendarisch“ sind. Allerdings verstehen sie sich nicht im Sinn eines Ersatzes, sondern einer Ergänzung des agendarischen Gottesdienstes. Offen bleibt mit dieser Deutung, ob das Alternative auch alternativ im Sinn von innovativ für die Zukunft des evangelischen Gottesdienstes ist (siehe dazu Grethlein 2003). In jedem Fall aber lässt sich ein Protestpotenzial des Alternativen in zwei Stoßrichtungen ausmachen: Zunächst wird deutlich, dass sich Widerstand regt gegen konventionelle Formen liturgischer Gemeinschaft. In ihrer Expressivität erscheinen alternative Gottesdienste als „liminoide“ (Victor Turner) Rituale mit deutlich geringerer loyaler Bindung als bisher üblich (oder gefordert). Sie sind in diesem Sinn ein Plädoyer für neue Gemeinschaftsformen in der Kirche. Sodann erinnern alternative Gottesdienste in ihrer antiinstitutionellen, auch die klassische Pfarrerzentriertheit auflösenden Ausrichtung an die kultkritische Dimension biblischen Gottesdienstverständnisses. Insofern kann man sagen, dass sie in spezifischer Weise dazu beitragen, Gottesdienst im Rückbezug auf sein biblisch-christliches Grundverständnis für unsere Zeit neu zu entdecken.

III. Neuinszenierung des Predigtgottesdienstes

Um dem anderen noch deutlicher auf die Spur zu kommen, soll nun der Blick auf die liturgische Form gelenkt werden. Überblickt man das Spektrum alternativer Gottesdienstformen, fällt auf, dass sie als Versuch gesehen werden können, den klassischen Predigtgottesdienst neu und anders in Geltung zu setzen. Schon Vogts Bezugnahme auf die „Erneute Agenda“ weist in diese Richtung: Sie deutet das Strukturschema des Evangelischen Gottesdienstbuchs in einem Dreischritt als Ankommen – Beschäftigung mit christlichen Inhalten – und Aussendung und setzt damit unverkennbar einen Schwerpunkt auf den Mittelteil der Predigt. Dies trifft, mit Ausnahme der Thomasmesse, auch für die anderen Projekte zu. Dabei wird das Strukturelement des

Evangelischen Gottesdienstbuchs „Verkündigung und Bekenntnis“ in spezifischer Weise modern interpretiert.

Zunächst ist festzustellen, dass die Relativierung der Predigt, die in der Benennung „Verkündigung und Bekenntnis“ zum Ausdruck kommt, zurückgenommen wird. Sodann zeigt sich ein Funktionswandel der biblischen Tradition, der zuallererst dem Alternativen dieser Gottesdienste Kontur verleiht. In der folgenden Übersicht sind Grundstrukturen alternativer Gottesdienste in exemplarischer Absicht zusammen-

Nachteulen	
I. Ankommen	Begrüßung Einstimmung ins Thema („Ohröffner“) Trinitarisches Votum Lied
II. A. Vorbereitung	<i>Entspannungsübung</i> Lied <i>Meditation</i> Gebet Kanon
II. B. Predigt	<i>Rede vom Leben</i> Lied
II. C. Verarbeitung	<i>Gebet mit Musik und Bild</i>
III. Sendung und Segen	Vaterunser Lied Segen (mit Händereichen) Musik
Kennzeichen/Typ	„Ganzheitlich“ expressiv-sinnsuchend

gestellt. Es werden nicht nur neue liturgische Elemente sichtbar (fett/kursiv), sondern auch die Umformung der biblischen Tradition in ihrem rituellen Gebrauch. Das, was im Evangelischen Gottesdienstbuch als „Verkündigung und Bekenntnis“ benannt wird und bei der Thomasmesse auch erkennbar bleibt, erscheint als Phase der meditativen (Nachteulen) oder kreativen (GoSpecial) „Vorbereitung“ auf die Predigt:

GoSpecial	Thomasmesse
Begrüßung Musik Moderation: Einstimmung ins Thema („unterhaltsam“) Votum Musik	Lied und Einzug des Teams mit Kerzenlicht und Taizékreuz Begrüßung Einstimmung ins Thema („aufschließend“) Lied
Theater Lobpreis Lied	Gebet Psalm Lied Biblische Lesungen Lied
Predigt vom Bistrotisch Musik	Predigt (dialogisch) Stille Credo Lied und Kollekte Musik
Kreuzverhör Musik Interview Musik: Mitsinglieder	Stationen: Gebet/Segen/Salbung Abendmahl
Fürbitten (<i>aus Publikum</i>) Vaterunser Segenslied Moderation Musik	 Segen Lied und Auszug
„Verständlich“ diskursiv-orientierend	„Berührend“ rituell-vergewissernd

Was hier deutlich wird, ist eine Umformung kirchlich-institutioneller in subjektiv-religiöse liturgische Kommunikation. Im Gottesdienst am Sonntagmorgen ist Schriftlesung und Predigt als Auslegung der Schrift ein symbolisch-ritueller Akt kirchlich-christlicher Sinnvergewisserung: Der biblischen Tradition kommt Sinn aus sich selbst heraus zu oder anders formuliert, sie ist „kanonisch“ (Kügler 2002) und zielt auf das Bekenntnis. In alternativen Gottesdiensten hingegen kommt der biblischen Tradition, religionstheoretisch formuliert, „personale“ Heiligkeit zu: Sie wird bedeutsam, weil und insofern sie einen Beitrag zur individuellen religiösen Sinnsuche leisten kann. Sie zielt nicht auf Bekenntnis, sondern auf meditativ-betende oder kognitiv-verstehende Selbstvergewisserung.

Am deutlichsten ist dieser Funktionswandel bei GoSpecial und den Nachteulen erkennbar: Sie verzichten auf die Schriftlesung und setzen an deren Stelle eine Meditation (Nachteulen) oder ein Theaterstück (GoSpecial). Die Predigt, die darauf jeweils folgt, ist dem Verständnis personaler Heiligkeit entsprechend „Rede vom Leben“ (Nachteulen) oder „Predigt vom Bistrotisch“ (GoSpecial). Meditation und Theaterstück haben vorbereitende Funktion: Im Modell der Nachteulen soll die Phase des Reflexiven meditativ („Ohröffner“), im Modell GoSpecial kreativ-alltagsbezogen angebahnt werden.

In dieser Weise vorbereitet, stellt die Predigt den Mittel- und Höhepunkt des Gottesdienstes dar. Das wird auch daran erkennbar, dass eine je spezifische, im agendarischen Modell so nicht vorgesehene Verarbeitungszeit vorgesehen ist: eher emotional in Form eines meditativen Gebets (Nachteulen) oder einer den individuellen Bedürfnissen entsprechenden Gebetsphase (Thomasmesse) oder eher diskursiv in Form eines Kreuzverhörs (GoSpecial).

Die anderen Modelle sind in dieser Hinsicht nicht so deutlich konturiert, zeigen aber Übergänge zwischen dem kanonischen und personalen Verständnis, indem biblische Texte thematisch ausgewählt und dialogisch (Thomasmesse), identifikatorisch (Blaue Stunde) oder durch schrittweise Annäherung (Gospelkirche) ausgelegt und angeeignet werden.

IV. Gottesdienste der Lebensmitte: authentisch, expressiv, offen

Auch wenn es die Projekte nicht ausdrücklich so benennen, können sie als Liturgien der Lebensmitte verstanden werden. Als biographische Phase ist die Lebensmitte offen für Sinnsuche und Religion. Denn in dieser Zeit verdichten sich biografisch-existenzielle Fragen: Der Blick geht zurück auf das, was bereits war. Und der Blick geht nach vorn, allerdings verengen sich die beruflichen und biografischen Optionen deutlich. Existenzielle Fragen drängen sich auf: Was kann ich (noch) erreichen? Ist es sinnvoll, was ich tue? Hätte ich nicht alles ganz anders machen müssen?

Menschen der Lebensmitte wurden in den 50er und 60er Jahren des letzten Jahrhunderts geboren. Sie sind biografisch von der 68er-Zeit und den Umbrüchen in Kirche und Gesellschaft geprägt. Sie gehören zu den Menschen, für die Mobilität und Vielfalt ein bestimmender Teil ihrer biografisch-beruflich-familiären Lebenswirklichkeit sind. Ich verstehe alternative Gottesdienste von dieser Ausrichtung auf Menschen in der Lebensmitte und komme zu drei Deutungsperspektiven: authentisch, expressiv und offen.

1. Authentisch

Menschen in der Lebensmitte sind im Gottesdienst am Sonntagmorgen kaum vertreten. Dieser wird, wie statistische Erhebungen der EKD zeigen, durchschnittlich nur von einer kleinen Minderheit evangelischer Kirchenmitglieder besucht, und zwar primär von älteren Frauen aus dem Harmonie- und Niveaumilieu – und, meist nicht freiwillig, von Konfirmandinnen und Konfirmanden. Warum ist das so?

Ein wesentlicher Grund besteht darin, dass dieser Gottesdienst sich nicht primär an den Bedürfnissen derer ausrichtet, die kommen. Auch hat er, abgesehen vom Sonntag an sich und vom Kirchenjahr, keinen konkreten Anlass. Sein Sinn ist vielmehr rituelle Sinnvergewisserung. Oder religionssoziologisch formuliert: Dieser Gottesdienst funktioniert als Kultritual, in dem sich die religiöse Gemeinschaft in symbolischen Akten ihres Ursprungs erinnert, zentral in der Lesung und Auslegung der Heiligen Schrift und der Feier des Abendmahls (Daiber 1993; Friedrichs 2005).

So wird verständlich, warum es diese Form des Gottesdienstes so schwer haben muss: Sie setzt ein Einverständnis mit Kirche als

Institution und mit ihrer offiziellen Theologie voraus, das so vielfach nicht mehr gegeben ist – insbesondere nicht bei Menschen der Lebensmitte, die Kontakt zu Gottesdienst oft nur über (ihre) Kinder (Taufe/Konfirmation) oder die Kasualien haben.

Um Menschen dieser Lebensphase ansprechen zu können, bieten alternative Gottesdienste eine andere Form gottesdienstlicher Gemeinschaft. Sie sind thematisch orientiert und begleiten die Lebensphase der existenziellen Sinnsuche religiös: Die biblische Tradition wird nicht als selbstverständlich vorausgesetzt, sondern will in ihrer existenziellen Geltung erst erschlossen sein. Oder anders formuliert: Die Religionsfrage wird im institutionskritischen Modus subjektiver Authentizität thematisiert. Klar erkennbar ist das bei GoSpecial. Wenn der Prediger ins Kreuzverhör genommen wird, dann bedeutet dies: Nicht Amt und Institution, sondern persönliche Authentizität und Überzeugungskraft sichern die Botschaft ab. Deshalb kein Talar, deshalb der Bistrotisch: GoSpecial zeigt an dieser Stelle deutlich Anklänge an freikirchliche Formen. Aber auch die Nachteulen setzen auf die „Authentizität der Akteure“ (Schützler 40), und selbst die Blaue Stunde, die sich zum Ziel die Vermittlung biblischer Erzählungen setzt, recurriert auf ein Vermittlungsmodell, das Positionen nicht vorgeben will, sondern sich dialogisch entwickeln lässt.

2. Expressiv

Alternative Gottesdienste tendieren, betrachtet man sie unter dem Blickwinkel „liturgischer Erfahrungstypen“ (Hauschildt 1996), zum Expressiven. Nach Eberhard Hauschildt sind vier solcher Erfahrungstypen zu unterscheiden: die primären Typen der Stabilität und Expressivität sowie die sekundären Typen des Verstehens und der Askese. Mit Stabilität sowie Expressivität sind die basalen Erfahrungen des Liturgischen erfasst: „Die liturgische Erfahrung der *Stabilität* schätzt das Beständige, das Geordnete, das klar Strukturierte. Liturgie begegnet hier als Ritual. Die liturgische Erfahrung der Expressivität hingegen verwirklicht sich in den Vollzügen von Beteiligten und schließt die gesamte Körperlichkeit mit ein. Liturgie ist ein ([...] ernstgemeintes) Spiel.“ (337)

Zu diesen grundlegenden treten zwei weitere, nach Hauschildt die „sekundären Erfahrungstypen“ (337): „Statt auf den Körper und das Verhalten sind sie auf den Geist und das Innere hin ausgerichtet. Sie

schaffen statt Integration Präzision. Die liturgische Erfahrung – so drücken sie aus – muss vor ihrer Veralltäglichung bewahrt werden. Das gilt vom Erfahrungstyp des *Verstehens*, der den liturgischen Ablauf mit Akten von Bewusstsein unlösbar verknüpft. Über das Besondere dieser Erfahrung soll so Rechenschaft abgelegt werden können. Individuen beteiligen sich als denkende Subjekte an der Liturgie. Der liturgische Erfahrungstyp der *Askese* endlich setzt die These: Liturgische Erfahrung bedarf der Reinigung von Außeneindrücken von dem, was ihre Besonderheit verdeckt. Die Reduzierung von Möglichem auf grundlegende Gegebenheiten, der Abstand von der Fülle des Alltags erst macht das Liturgische klar.“ (337)

Auch wenn ein solches Schema nicht unproblematisch ist, lässt es doch zu, das Phänomen deutlicher zu „kartographieren“. Zwar ist das Gesamtspektrum der vier liturgischen Erfahrungstypen vertreten: So ist der je „bevorzugte Code“ (338) klar identifizierbar bei GoSpecial (verbal/Verstehen), Blauer Stunde (Schweigen/Askese), Thomasmesse (visuell/Stabilität) und Gospelkirche (musikalisch/Expressivität). Aber mit Blick auf das Gesamtphänomen lässt sich doch sagen, dass mit ihm eine liturgische Entdeckung des Expressiven einhergeht.

Das wird deutlich ersichtlich an denachteulen (Körperlichkeit), der Thomasmesse (Kirchenraum), der Gospelkirche (Musik) und der Kult-Event-Kirche (Raum, Musik, Performance), letztlich aber auch an der Blauen Stunde (Raum, Symbole) und GoSpecial (Musik, Raum, Theater), obwohl hier, wie bereits angedeutet, andere Aspekte hervortreten, in der Blauen Stunde asketische (Tendenz zur Andacht, kein „auslegendes Gegenüber“, Schweigen), bei GoSpecial kognitive (Predigt und Kreuzverhör).

Dieser Versuch einer „Kartographie“ lässt auch Stärken und Schwächen deutlicher vor Augen treten. Die Stärke des Expressiven ist das Emotionale, das Spielerische, das Stimmungsvolle. Und tatsächlich ist es so, dass diese Gottesdienste das Lebensgefühl der Lebensmitte spielerisch, ästhetisch, kreativ zur Darstellung bringen. Diese Stärke ist aber auch ihre Schwäche: Wer auf Gefühl und Körperlichkeit setzt, muss tendenziell unkritisch bleiben. Es geht, öffentlichkeitstheoretisch gesehen, nicht um Wahrheit, sondern um Wahrhaftigkeit, um emotional-subjektive „Selbstoffenbarung“ (Richard Sennett). So sind die alternativen Gottesdienste in der Kultur des öffentlich „Intimen“ zu verorten – und darin auch klar unterschieden

vom Gottesdienst am Sonntagmorgen, der „repräsentativ“ für Stabilität, Ordnung und Vergewisserung steht (Daiber 2003).

Wie oben beschrieben, lassen sich alternative Gottesdienste auch als Reformprojekte des protestantischen Predigtgottesdienstes lesen. So zeigt diese Gottesdienstkultur eine elementare Spannung zwischen Expressivität und Kognitivität, die geradezu als protestantisches Markenzeichen gelten kann. Sie kommt in den Kasualien als „protestantisch-liturgisches Prinzip“ exemplarisch zum Ausdruck: „Unterbrechung des Rituals durch das Verstehen – und damit eine öffentliche Individualisierung des rituellen Übergangs, die dem expressiven Selbstaussdruck und der Stabilität des Rituals zugute kommt.“ (Hauschildt 343) An diesem Prinzip müssen sich auch alternative Gottesdienste praktisch-theologisch messen lassen.

3. Offen

Bei der Lektüre der Projektberichte fällt auf, dass immer wieder davon gesprochen wird, dass Grenzen überschritten werden: spirituelle, konfessionelle, aber auch klassische Gemeindegrenzen.

Beobachtet wird ein „hoher Anteil an katholischen, aber auch freikirchlichen und konfessionslosen Besucherinnen und Besuchern“ (Schützler 42). Solche Beobachtungen sind empirisch zwar nicht nachgewiesen, aber sie sind nachvollziehbar, weil diese Art des Gottesdienstes nicht am repräsentativen Hüten von Grenzen, sondern an christlich-religiöser Expression orientiert ist. Dabei wirkt sich offensichtlich die spannungsreiche Mischung aus mehrheitlich „engagierten Kirchenmenschen“ und solchen „mit geringer oder fast keiner kirchlichen Bindung“ (Schützler 43) stabilisierend aus. Dies gilt eigentlich als „unbefriedigende Beobachtung“ (Vogt 91), aber es ist ohne Zweifel so, dass in deutlicher Mehrheit Menschen angesprochen werden, die im klassischen Sinn kirchlich engagiert und gottesdienstlich geübt sind. Sie suchen – und finden – in den alternativen Gottesdiensten „Erlebnisalternativen“ (Friedrichs 2003). Der Effekt, der immer wieder beschrieben wird – und Werbung beinahe überflüssig macht –, dass Menschen aus dem Bekannten- und/oder Freundeskreis durch Mitnahme in einen solchen Gottesdienst geraten, ist sicherlich nicht gering zu achten. Er wird wesentlich dafür verantwortlich sein, dass auch die kommen, für die das Konzept ausdrücklich steht: die „Kirchendistanzierten“ im Sinn der „Kerngemeindedistanzierten“ (siehe unten 28f).

Neben eine solche konfessionelle Offenheit tritt die Offenheit für andere Formen der Gemeinde. In alternativen Gottesdiensten versammelt sich nicht Ortsgemeinde, sondern ortsüberschreitende Gemeinde nach unterschiedlichen Mustern. Das wird am Gegenüber von GoSpecial (exemplarisch für Modelle unter I., regional) und Nachteulen (exemplarisch für Modelle unter II., urban) deutlich.

In den Nachteulen konstituiert sich Gemeinde über einen gemeinsamen spirituellen Suchprozess: Sie entsteht singend, betend und Segen empfangend, diese traditionellen liturgischen Akte aber offen und mystisch-suchend praktizierend. Der „anonyme Ort einer städtischen Großkirche“ wird gesucht, „um unbehelligt auf spirituellen Empfang schalten zu können.“ (Schützler 43) Deutlich anders hingegen ist das Gemeindeverständnis bei GoSpecial. Die Rolle der GoSpecial-„Gemeinde“ ist hier primär die eines Publikums: Menschen, die hierher kommen, hören Musik, schauen ein Theaterstück an, hören einer Rede zu. Diese Zuschauerrolle wird zwar durchbrochen (Kreuzverhör; Fürbitten), bleibt aber als solche bestimmend, was nicht nur am Ort Kino deutlich wird, sondern auch daran, dass das Mitsingen der Lieder ausdrücklich freigestellt wird. Insofern ist es auch angemessen, wenn konzeptionell nicht von Gemeinde gesprochen wird: Nicht die, die sich versammelt haben, sind Gemeinde, sondern die, die vorbereitet haben und nun agieren, sind Gemeinde in ihrer idealen und vorbildlichen Form. Das Ziel ist klar: Die, die kommen, sollen einmal zu dieser Form der Gemeinde gehören. Deshalb haben die „Brückenangebote“ (Vogt 92) hin zu einem aktiven Gemeindeleben einen ganz eigenen Stellenwert. Deshalb verbindet sich mit diesem Gottesdienstangebot auch das Ziel, Menschen für den normalen Gottesdienst gewinnen zu wollen.

Hinter den liturgischen Formen stehen also ganz verschiedene Gemeindekonzeptionen. Immer jedoch erfordern solche Formen ein offenes Zugehen auf andere, letztlich unverbindlichere Formen der Gemeinde. In diese Richtung zielt die Bilanz der Gospelkirche hinsichtlich sich wandelnder Vorstellungen von Kirche, Gemeinde und Verbindlichkeit: „Manchmal fragen wir uns, ob die Balance zwischen Gottesdienst und Event noch stimmt, glauben aber, dass es ein Zug der Zeit ist, dass Menschen weniger bereit sind, kontinuierlich an einer Sache mitzuarbeiten oder sich ihr zu widmen. [...] Vielleicht ist es aber auch so, dass viele Menschen eben nicht immer und nicht

immer auf dieselbe Weise das kirchlich verortete, spirituelle Angebot für sich brauchen und wollen, sondern eben nur in bestimmten Lebensphasen oder Situationen und dies in unterschiedlichen Formen.“ (Dierks 108f)

V. Gottesdienst verständlich – praktisch-theologische Einschätzung

Nach Martin Luther ist es Aufgabe des Gottesdienstes, öffentlich zum Glauben zu „reizen“ (WA 19,75). Dieser Satz ist programmatisch modern: Denn nicht Gegebenes soll gefeiert, sondern zum Glauben soll „gereizt“ werden. Das setzt einen Gottesdienst voraus, der, um Gottesbegegnung zu ermöglichen, „verständlich“ ist.

Um solche Verständlichkeit sind alternative Gottesdienste bemüht: Die Form ist elementar, die Sprache alltagsbezogen, die Predigt an Lebensfragen ihrer Hörerinnen und Hörern orientiert. Damit wird ein zentrales biblisches Kriterium gottesdienstlicher Kommunikation aufgenommen. Es fordert zu einem grundlegenden Perspektivwechsel heraus: Nicht primär die Tradition, sondern die Antizipation der Sicht derer, die gottesdienstlich ungeübt sind, soll über die Art und Weise des Gottesdienstes entscheiden. Dennoch – und das ist die biblische Tiefendimension dieses Aspekts – ist Verständlichkeit mehr und anders als Verständlichkeit im kognitiven Sinn: Es geht um existenzielle Selbstdurchsichtigkeit. Damit ist dann auch ein kulturkritisches Moment im Spiel.

Ich beziehe mich hier auf 1 Kor 14. Dort schreibt Paulus (mit Blick auf die Zungenrede): „Wenn du Gott lobst im Geist, wie soll der, der als Unkundiger dabei steht, das Amen sagen auf dein Dankgebet, da er doch nicht weiß, was du sagst? Wenn sie aber alle prophetisch redeten und es käme ein Ungläubiger oder Unkundiger hinein, der wird von allen geprüft und von allen überführt. Was in seinem Herzen verborgen ist, würde offenbar ...“. Paulus betrachtet hier die gottesdienstliche Rede aus der Perspektive der „Unkundigen“ (V23f). Diese könnten „überführt“ (V 24) werden, wenn „prophetisch“ gesprochen werde. Was aber ist unter „prophetisch“ zu verstehen? Treffend vermerkt der Exeget Wolfgang Schrage, gemeint sei ein Reden, das ein „existenzielles Betroffen- und Sich-durchsichtig-Werden“ (Schrage 1999, 412) auslöse.

Verständlichkeit ist also biblisch geschärft zu verstehen. Zwar bedeutet dieses Kriterium, dass Gottesdienste, die verständlich sein wollen, Anschlüsse an die Lebenswelt, die Musik und den Alltag der Menschen suchen müssen, aber sie dürfen nicht dabei stehen bleiben. Sie müssen die Strukturen der Lebenswelt, ihre Gesetze und Funktionsmechanismen immer auch vertiefen und im Sinn einer „Christuserinnerung“ transzendieren, damit es zu einem „Sich-durchsichtig-Werden“ kommen kann. In dieser Weise hat Gottesdienst ein spannungsreiches Verhältnis zu seiner Kultur. Das kann sich durchaus unterschiedlich zeigen: im Gottesdienst am Sonntagmorgen stärker im Sinn einer kulturkritischen Vergewisserung, in alternativen Gottesdiensten hingegen stärker im Sinn einer kulturoffenen Suche oder Orientierung. Somit ist auch der Gottesdienstkultur selbst eine sie lebendig haltende Spannung eingeschrieben.

Die Projektberichte zeigen, dass Modelle wie GoSpecial, Gospelkirche oder Kult-Event-Kirche sich ihrer Grenzwanderung zwischen Religion und Kultur sehr deutlich bewusst sind. In ihrer Selbstreflexion thematisieren sie deshalb die Frage, wo die Grenze zwischen Gottesdienst und Event zu ziehen ist, ohne jedoch zu einer klaren Aussage zu kommen. Hier ist zu überlegen, ob diese Grenze in der „Selbstzentriertheit“ (Gerhardt Schulze) der Eventgesellschaft zu sehen ist, weil diese nicht mehr zulässt, was Sinn des Gottesdienstes ist: den eigenen Horizont zu überschreiten. Das, was hier soziologisch formuliert wird, kann praktisch-theologisch aufgenommen werden, insbesondere Schulzes Eintreten für das „eigensinnige Subjekt“, mit dem auch liturgisch zu rechnen ist. Es ist „auf der Suche nach Wirklichkeit jenseits des eigenen Horizontes, jedoch auf eigene Faust [...]“ (Schulze 1999, 102).

VI. Zum Aufriss des Buchs oder: Ansätze einer Typologie alternativer Gottesdienste

Das Buch versammelt insgesamt acht Modelle. Sie sind in drei Kapitel untergliedert. Diese Untergliederung ist, was Kapitel 1 und 2 betrifft, an dem Grad kultureller Offenheit der gottesdienstlichen Form gewonnen. Kapitel 3 stellt exemplarisch zwei „kleine Formen“ (Ratzmann 1999) des Gottesdienstes vor, die ein deutlich konterkulturelles Interesse verfolgen.

Es gibt inzwischen eine kaum noch überschaubare Vielzahl alternativer Gottesdienste. Die hier getroffene Auswahl versucht, Typisches in den Blick zu nehmen. Typisches ist zunächst so zu verstehen, dass Modelle versammelt sind, die sich etabliert und inzwischen eine gewisse Breitenwirkung entfaltet haben. Typisches ist aber auch in dem Sinn verstanden, dass „Grundmodelle“ alternativer Gottesdienste erkennbar werden: So stehen etwa die Nachteulen exemplarisch für das „Expressive“, die Blaue Stunde für das „Asketische“ und die Thomasmesse für das „Rituelle“ im Spektrum des Alternativen. An der Thomasmesse wird deutlich, dass alternativ nicht bedeutet, antirituell zu sein: Es gibt, wie die Stationen der Thomasmesse deutlich zeigen, auch Alternatives innerhalb eines solchen Typs liturgischer Erfahrung.

Kapitel 1 (kulturoffen)

Diese Modelle sind davon bestimmt, dass sie kulturoffen, aber religiös-liturgisch bleiben. Kulturoffen ist die Gottesdienstzeit, zudem die Auswahl der Musik und die Aufnahme von religiösen Texten und Ritualen bis hin zur Esoterik. Die Grenze des Kulturoffenen ist mit der Form gegeben: Sie soll, in Abgrenzung zur Eventkultur, nicht Veranstaltung sein, sondern in je spezifischer Weise spirituelle Beteiligung ermöglichen. Nicht zufällig ist bei diesen Formen auch ein deutlich konterkulturelles Anliegen erkennbar: Die Nachteulen haben den Anspruch, Menschen aus der Grübelfalle zu befreien, die Blaue Stunde macht es sich zur Aufgabe, die biblische Tradition in ihrer Relevanz für die „heutige Lebenswirklichkeit“ entdecken zu lassen und die Thomasmesse will tröstlich-vergewissernd sein.

Kapitel 2 (kulturnah)

Die Modelle des 2. Kapitels gehen einen Schritt weiter. Sie suchen die Form der Veranstaltung (GoSpecial und Gospelkirche) oder des Events (Kult-Event-Kirche), ohne dabei in ihrer Zielsetzung übereinstimmen zu wollen oder zu müssen. Die konterkulturelle Dimension ist zwar vorhanden, kommt aber anders zur Geltung als bei den Modellen aus Kapitel 1. Sie zeigt sich „ausgelagert“, bei GoSpecial in die „Brückenangebote“, bei der Gospelkirche in eine sozialintegrative Ausstrahlung in die Stadtteilarbeit hinein.

Kapitel 3 (Kleine Kontrapunkte)

Die „Kleinen Kontrapunkte“ zeigen, dass das Alternative auch darin bestehen kann, kleine Formen zu finden, die in kulturoffener Weise traditionserschließend sind. So ist es Anliegen der Passionspunkte, die Passionsgeschichte heute erlebbar werden zu lassen. Dieses Anliegen lässt Kirche aus ihren eigenen Räumen herausgehen, um den „wunden Punkten“ in Stadt und Leben auf die Spur kommen zu können. Und der Adventskalender hat die Absicht, die biblische Adventstradition in Form von Lichtinstallationen und Videokunst neu zu erschließen.

Unterkategorien

Alternativen Gottesdiensten ist gemeinsam, dass sie hinsichtlich der Zielgruppe, der Gottesdienstzeit und der rituellen Form nach anderen Wegen suchen. Ihre Vielgestaltigkeit macht deutlich, dass die Lebensmitte liturgisch verschieden begangen werden will: mehr als offene Sinnsuche (Nachteulen) oder mehr als klare Orientierung (GoSpecial), dabei eher unterhaltsam (GoSpecial), eher dialogisch-meditativ (Blaue Stunde) oder tröstlich-vergewissernd (Thomasmesse). Diese Differenzen legen es nahe, zu den bisher beschriebenen Kategorien weitere unterscheidende Unterkategorien einzuführen.

Solche Unterkategorien können aus einer Kombination des liturgischen Erfahrungstyps (Hauschildt) und der kommunikativen Absicht eines Modells entwickelt werden: So entstehen typisierende Beschreibungen wie expressiv-suchend (Nachteulen), asketisch-entdeckend (Blaue Stunde) oder rituell-vergewissernd (Thomasmesse). Es muss berücksichtigt werden, dass diese Kategorien in einem idealtypischen Sinn verstanden sind: Sie markieren Grundtendenzen, ohne das Phänomen, das in sich komplex und mehrschichtig ist, damit als Ganzes treffen zu können. Dieser Vorbehalt muss umso mehr bedacht werden, als alternative Gottesdienste, wie bereits angedeutet, stark von der Biographie und Theologie ihrer „Gründungsväter“ bzw. „Gründungsmütter“ geprägt sind.

Bei den Modellen des 2. Kapitels sind, da sie sich in ihrer Form stark an die kulturellen Muster von Veranstaltung und Event anlehnen, die vier Grundtypen liturgischer Erfahrung nicht ganz so klar erkennbar. Es lassen sich aber Nähen ausmachen, die mit den Stichworten diskursiv (GoSpecial), emotional (Gospelkirche) und ästhetisch (Kult-Event-Kirche) markiert sind. In Kapitel 3 hingegen zeichnen sich die zwei Grundtypen

der „expressiven“ (Adventskalender) und „kognitiven“ (Passionspunkte) liturgischen Erfahrung wieder deutlich ab. Ich kann das hier nur als Ansatz zu einer Typologie andeuten (anders Kunz 2006, der sich am Strukturschema des evangelischen Gottesdienstes orientiert), um die Gliederung des Buchs durchsichtig zu machen.

VII. Zur Verwendung des Buchs

Das Buch will zu einer lebendigen Gottesdienstkultur vor Ort anregen. Dazu stellen sich unterschiedliche Modelle jeweils in sechs Schritten vor:

- I. Rahmenbedingungen (Übersicht über das praktische Anforderungsprofil)
- II. Das Projekt (Projektbeschreibung mit Entstehungshintergründen)
- III. Die Form des Gottesdienstes (Ablauf und typische Elemente)
- IV. Erfahrungen (kritische Selbstreflexion)
- V. Liturgische Bausteine (exemplarische Auswahl typischer Elemente)
- VI. Literatur und weitere Informationen

Um abschätzen zu können, inwiefern solche Modelle für die eigene Situation hilfreich und anregend sein können, ist es erforderlich, Verständnis für die verschiedenen Formen, für ihre Chancen und Grenzen zu entwickeln. Insofern sind hier auch keine vollständigen Entwürfe versammelt, die einfach zu übernehmen wären. Vielmehr geht es darum, sich bei der Lektüre der vorliegenden Modelle und ihrer liturgischen Bausteine zum Nachdenken über die eigene Situation anregen zu lassen.

Gottesdienste für Kirchendistanzierte?

Alternative Gottesdienste sind ihrem Selbstverständnis nach auf „Kirchendistanzierte“ ausgerichtet. Nicht nur der Begriff ist klärungsbedürftig. Es ist auch zu fragen, ob es wirklich gelingt, einzulösen, was konzeptionell beabsichtigt ist, nämlich Menschen gottesdienstlich anzusprechen, die eher selten oder nie den Gottesdienst am Sonntagmorgen besuchen. Denn das ist offensichtlich das, was hier unter „Kirchendistanziertheit“ verstanden wird: eine Distanz zum „kerngemeindlichen“ Muster kirchlichen Christentums. Eine solche Distanz ist aber nicht „Kirchendistanz“, sondern nur Distanz zu einer bestimmten Ausprägung kirchlichen Christentums. Weiterführend wäre hier

ein Ansatz, der gar nicht von Kern, Rand und Distanz spricht, sondern bereit ist, das Phänomen kirchliches Christentum nach unterschiedlichen Formen der Partizipation differenziert zu betrachten, ohne damit Wertungen etwa im Sinn von „Kern“ als eigentliches und „Rand“ als uneigentliches Christentum vorzunehmen.

Lässt man sich dennoch auf das Kriterium „Teilnahme am traditionellen Sonntagsgottesdienst“ ein, wird deutlich, dass es alternativen Gottesdiensten nur sehr begrenzt gelingt, Menschen anzusprechen, die angeben, nur „selten“ oder „nie“ den herkömmlichen Gottesdienst zu besuchen. Es muss dabei berücksichtigt werden, dass selbst eine solche Aussage nur Vermutung bleiben kann, weil bisher keine verlässlichen empirischen Daten vorliegen. Aber es gibt Anzeichen, die dafür sprechen, dass solche Gottesdienste in deutlicher Mehrheit von Menschen besucht werden, die sich der Kirche in ihrer traditionellen Gestalt verbunden fühlen und in ihrem auch sonst sichtbaren Engagement für die Kirchengemeinde bereit sind, „Regionalgemeinden“ zu bilden (Friedrichs 2003). Wäre dem so, dann wäre davon auszugehen, dass sich über alternative Gottesdienste wesentlich die Landschaft der „Kirchenverbundenen“ ausdifferenziert und neue, andere Formen von Gemeinde in Entstehung sind. Ein solcher Befund bliebe, auch wenn missionarisch-evangelistische Absichten ernüchtert werden, aufregend genug: Er wäre Hinweis auf Transformationsprozesse in der religiösen Praxis kirchlichen Christentums, auf die Kirche noch zu wenig eingestellt ist.

Verhältnis zum Sonntagsgottesdienst

Hinsichtlich der konzeptionellen Arbeit an einer Gottesdienstkultur vor Ort ist daran zu erinnern, dass alternative Gottesdienste ihrem Selbstverständnis nach nicht Alternativen im Sinn eines Ersatzes, sondern einer Ergänzung des Gottesdienstes am Sonntagmorgen sind: Das eine soll nicht gegen das andere ausgespielt werden. Vielmehr hilft das Nebeneinander, sich der Chancen und Grenzen der jeweiligen Form zu vergewissern (s.o. 14f). Auf dem Hintergrund alternativer Gottesdienste treten Defizite des Agendarischen deutlich hervor (z.B. eine Unterbelichtung des Schöpfungstheologischen). Umgekehrt lassen agendarische Formen erkennen, dass in alternativen Gottesdiensten Elemente des Zuspruchs zurücktreten: In ihnen ist das Element des menschlichen Suchens und Fragens so stark betont, dass kaum noch

Raum bleibt für eine rituell-symbolische Begegnung mit Gott und seinem Wort (siehe dazu das Wegfallen der biblischen Lesungen).

Über die eigenen Grenzen hinausdenken

Wer darüber nachdenkt, alternative Formen in seiner Gemeinde einzuführen, sollte dies nicht tun, ohne sich in seinem Kirchenkreis, seiner Region, abgestimmt zu haben. Alternative Gottesdienste konstituieren Regionalgemeinden. Das ist ihre Chance, aber auch ihre Grenze. Für einen Kirchenkreis bedeutet dies, je nach Profil und Stärken der Gemeinden unterschiedliche Formen anzubieten. Konkurrenzgefühle sind zwar verständlich, aber nicht angemessen und in jedem Fall unproduktiv, weil es nicht darum gehen kann, dass jede Gemeinde alles macht, sondern dass in einer Region viele Gemeinden möglichst Unterschiedliches anbieten. Das ist von Region zu Region, von Kirchenkreis zu Kirchenkreis sehr unterschiedlich. Aber es gibt Beispiele dafür, dass es für alle entlastend und konstruktiv ist, wenn Fragen der Gottesdienstkultur regional entwickelt und abgestimmt werden.

Vielgestaltigkeit gottesdienstlichen Lebens fördern

Wer Interesse an einer vielgestaltigen Gottesdienstkultur hat, muss versuchen, so etwas wie eine liturgische „Milieukompetenz“ auszubilden und zur Kenntnis zu nehmen, dass Stilgrenzen immer auch herausfordern, den je eigenen Stil kritisch zu befragen und zu relativieren. So lernt man, Chancen und Grenzen praktizierter Formen abzuschätzen. Ein solcher Ansatz reizt zu Entdeckungen, zum Ausprobieren und zum Unterstützen von Ideen, die nicht der eigenen Frömmigkeit entsprechen. Wer das Eigene nicht für das „Nonplusultra“ hält, der hat auch die Bereitschaft, vom anderen zu lernen. In diesem Sinn haben alternative Gottesdienste tatsächlich missionarisches Potenzial.

Vielgestaltigkeit im gottesdienstlichen Leben muss nicht immer durch aufwändige Projekte oder Neukreationen entstehen. Sie kann sich auch im längst vorhandenen gottesdienstlichen Repertoire einer Gemeinde entfalten, angefangen von den kleinen Formen in Gruppen und Kreisen bis hin zu den verschiedenen Kasualgottesdiensten. Sie sind, wie auch die alternativen Gottesdienste, gleichsam die modernen Formen des evangelischen Gottesdienstes, weil sie strukturell zweipolig sind, bezogen auf die Lebenswirklichkeit und die biblisch-christliche Tradition.

Als solche bedürfen sie besonderer Aufmerksamkeit, damit die Kirche in ihren Gottesdiensten nicht die Anschlüsse an die Lebenswirklichkeit von heute verliert.

VIII. Literatur

- Stephan Bitter/Michael Meyer-Blanck (Hg.): Gottesdienst – eine kulturelle Gelegenheit. Zehn besondere Gottesdienste für die Gemeindepraxis, Rheinbach 2005
- Karl-Fritz Daiber: Gottesdienst als Mitte – Ende eines Mythos?, in: ZGP 11 (1993), 18–20
- Ders: Gottesdienst und Öffentlichkeit, in: Hans-Christoph Schmidt-Lauber/Michael Meyer-Blanck/Karl-Heinrich Bieritz (Hg.): Handbuch der Liturgik, Göttingen ³2003, 577–590
- Michael N. Ebertz: Neue Orte braucht die Kirche, in: Lebendige Seelsorge 55 (2004), 7–12
- Lutz Friedrichs: „Kommen Sie gut nach Hause“ – oder: Wie die Schwelle zur Heimat wird. Eine liturgiesoziologische Wahrnehmung alternativer Gottesdienste am Beispiel GoSpecial, in: Irene Mildenerberger/Wolfgang Ratzmann (Hg.): Jenseits der Agenda. Reflexion und Dokumentation alternativer Gottesdienste, Beiträge zur Liturgie und Spiritualität 10, Leipzig 2003, 113–133
- Ders.: Mit dem Zweiten sieht man besser? „Alternative“ Gottesdienste als liturgische Herausforderung, in: lernort gemeinde 23 (2–2005), 46–50
- Ders.: Kleiner Sonntagsgottesdienst. Praktisch-theologische Überlegungen zu einem – verdrängten – Alltagsproblem, in: PTh 94 (2005), 398–410
- Christian Grethlein: Grundfragen der Liturgik. Ein Studienbuch zur zeitgemäßen Gottesdienstgestaltung, Gütersloh 2001
- Ders.: Alternative Gottesdienste. Eine Herausforderung für die Theologie des Gottesdienstes und des Gemeindeaufbaus, in: Mildenerberger/Ratzmann 2003, 9–24.
- Eberhard Hauschildt: Die vier Typen liturgischer Erfahrung. Versuch einer Kartographierung der liturgischen Landschaft, in: PTh 85 (1996), 334–343
- Michael Herbst: Neue Gottesdienste braucht das Land, in: BThZ 17 (2000), 155–176

- Ralf Kunz: Der neue Gottesdienst. Ein Plädoyer für den liturgischen Wildwuchs, Zürich 2006
- Joachim Kügler: Moses, Jesus und der kleine Prinz?, in: BiKi 57 (2002), 188–192
- Irene Mildenberger/Wolfgang Ratzmann (Hg.): Jenseits der Agenda. Reflexion und Dokumentation alternativer Gottesdienste, Beiträge zur Liturgie und Spiritualität 10, Leipzig 2003
- Wolfgang Ratzmann: Der kleine Gottesdienst im Alltag. Theorie und Praxis evangelischer Andacht, Leipzig 1999
- Ders.: Annäherungsversuche an das Heilige. Ein Nachwort, in: Mildenberger/Ratzmann 2003, 217–230
- Wolfgang Schrage: Der erste Brief an die Korinther, Bd. 3, EKK VII/3, 1999
- Gerhard Schulze: Kulissen des Glücks, Frankfurt/Main 1999
- Christian Schwark: Gottesdienst für Kirchendistanzierte. Konzepte und Perspektiven, Wuppertal 2006
- Anita Stauffer (Hg.): Christlicher Gottesdienst: Einheit in kultureller Vielfalt, Hannover 1997
- Victor Turner: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels, Frankfurt a.M. 1995